

# Juden im Irak

## Erinnerungen

Shmuel Moreh

### 1. Die letzten Tage in Mahallat Hanunsarir im alten Bagdad

Meine frühe Kindheit verbrachte ich in Mahallat Hanunsarir im alten Bagdad, wo wir bei Opa wohnten, dem Rabbiner Meir Muallem Rahmain. Opa arbeitete an seinem Buch "Blütenlese der Sprüche des Herrn", sieben Kapitel in hebräischer Sprache. Ich sah ihm zu, wie er endlose Stunden dasass und schrieb, ohne je Verdrossenheit oder Müdigkeit zu zeigen. Den Beruf des Goldschmieds hatte er aufgegeben, obwohl die Familie für diese Kunst berühmt war. Er wollte sich nicht der Versuchung aussetzen, wie andere Goldschmiede die teuren Metalle mit minderwertigen zu mischen, das erlaubte ihm seine Frömmigkeit und Gottesfurcht nicht. Und dann wollte er Zeit haben, sich ganz seinen religiösen Tätigkeiten in Gebet und Wissenschaft hinzugeben. So hantierte er mit Manuskripten und schweren Folianten, machte seine Aufzeichnungen, schrieb und redigierte Texte. Und damit er wirklich frei war, seine Zeit Gott und der Wissenschaft zu widmen, und sich nicht um den Unterhalt der Familie kümmern musste, führte Masuda, meine Oma, ein Stickerei-Atelier, in dem sie Bänder mit Gold- und Silberfäden herstellte und dazu nicht weniger als dreissig Arbeiterinnen beschäftigte. Vielleicht hat mein Bruder Murad seine künstlerische Begabung im Zeichnen von der Oma geerbt, und ich von Opa die Ausdauer im Lesen und die Liebe zu den Büchern und zum Schreiben.

Schon als kleines Kind wurde mir klar, dass ich nicht für den Handel taugte, den die meisten Juden im Irak betrieben. Eines Tages, ich war drei Jahre alt und verliebt in Kahla, die Tochter meiner Tante Rima, gingen alle aus, und wir blieben zu zweit zurück im Haus, in dem sich bald Langeweile ausbreitete. So schlug ich meiner Cousine etwas vor, was kein Jude ausschlagen kann: "Komm, wir gehen etwas verkaufen!" Sie sagte nur: "Du darfst nicht auf die Gasse gehen, sonst verprügeln dich die Muslime." Und ich: "Warum sollten mich die Muslime verprügeln?" Sie antwortete: "Haben deine Eltern dich etwa nicht gewarnt?" Ich kümmerte mich nicht um ihre Ängste und inspizierte bereits die kostbaren, handgearbeiteten Löffel, Gabeln und Messer aus Silber. Das Besteck gehörte zur Aussteuer meiner Mutter; mein Vater hatte sie entgegengenommen und Stück für Stück mit der im Ehevertrag festgehaltenen Mitgift verglichen. Nach jüdischem Brauch ist es nämlich die Brautfamilie, welche die Geräte und den Brautschmuck dem Bräutigam überreicht. Dies kostet so viel, dass in einigen Fällen der Brautvater den Rest seines Lebens Schulden abzahlen muss. Ich legte also einige silberne Bestecke auf einen Porzellanteller und stieg auf einen Stuhl, um die Türe zu öffnen. Draussen lachten einige Passanten über die "beiden kleinen Kaufleute". Einer sagte: "Sind das nicht richtige Juden? Kaum sind sie dem Ei entschlüpft, sind sie schon am Geschäften!" Und einer mit Turban und Kaftan fragte: „Was habt ihr denn da? Was kostet das?“ Ich antwortete entschlossen: „Einen Dinar!“ Der Kaftanträger nahm den Teller und ging weiter, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Ich begann zu schreien und mich an sein Kleid zu klammern. "Wo ist der Dinar? Ich will das Geld!" Er stiess mich weg und entfernte sich, ohne dass jemand versuchte, sich ihm in den Weg zu stellen. Ich kehrte weinend nach

Hause zurück, und meine Cousine Kahla meinte: "Ich hab's dir doch gesagt, geh nicht auf die Gasse."

Dieser Vorfall erzürnte meine Eltern. Meine Mutter zeterte: "Du sollst zu Asche werden! Hab ich dir nicht gesagt, du sollst nicht allein hinaus, sonst hauen dich die Muslime! Gott ist dir noch gnädig gewesen, ebenso gut hätte dich der Kinderwürger schlachten können!" Und mein Vater: "Was soll ich mit dir noch anstellen? Habe ich dir nicht tausend und einmal gesagt, du sollst nicht alleine raus, damit sie dich nicht schlagen??" Und mein Onkel Jana kommentierte: "Was bist du für ein Kaufmann! Gnade uns Gott, schon beim ersten Beutezug hast du deinen Stock zerbrochen!"

Seit dieser ersten bitteren Erfahrung mit dem Handel wusste ich, dass ich nicht taugte für diese Art von Tätigkeit, auch wenn alle Juden des Irak sich darin auszeichneten. Die zweite Bestätigung, dass aus mir nie ein Kaufmann werden würde, erlebte ich an der Saadun-Schule. Sitt Fatima, meine Lehrerin, prüfte mich in Mathematik, und nachdem ich bei der Lösung einer Rechenaufgabe versagt hatte, sagte sie lachend zu mir: "Und du willst ein Jude sein? Und bist so schwach im Rechnen?? Die Juden werden doch gebraucht, wo Banken und Handelsgeschäfte sind, alle Regierungsstellen im Irak und der Markt sind auf sie angewiesen, und sogar die Muslime respektieren euren Sabbath und schliessen ihre Läden. Und du willst ein Jude sein??" Sitt Fatima sagte die Wahrheit, denn ich habe zeitlebens in keinem Geschäft je Glück gehabt, ausser bei meiner letzten Ehe mit einem finnischen Mädchen, das Gott fürchtete und einfältig war wie ich. Und wenn ich in den Sommerferien und in den Jahren meiner Forschungsprojekte verreiste, um Nachforschungen anzustellen für die Bücher, die ich zu schreiben begonnen hatte (darin kam ich ganz nach Opa), begegnete ich Freunden, die als Kinder in der Shamash-Schule in Mathematik gegläntzt hatten, und bei Gott, sie hatten Millionenvermögen in England oder in den Vereinigten Staaten angehäuft! Einmal fragten sie mich, ob ich im Hilton absteigen würde, und ich sagte ihnen, nein, im Studentenheim, und sie riefen erstaunt: "Jetzt bist du Doktor und Professor! Und elegant und mit Brille und Uhr! Und im Studentenheim! Zum Glück sind wir Kaufleute geworden! Wir steigen nämlich in den nobelsten Hotels ab!" Und als sie erfuhren, dass ich der Universität und den Steuerbehörden alle Belege meiner Ausgaben vorlegen musste, jeden Dinar, den ich ausgab, speziell auch die Fahrquittungen und die Rechnungen für Hotels und Bücherkäufe, da sagten sie: "Was nützen dir da deine Titel, du hat einfach kein Brot!" Und wenn ich beispielsweise vergass, vom Taxifahrer eine Quittung zu verlangen, und ich vergass das oft, dann selber schuld! Einige der besonders findigen Professoren gingen sogar zu den Bahnhöfen und Busstationen, um dort nach weggeworfenen Tickets zu suchen, die sie dann als Belege der Spesenauflistung beifügen konnten, damit ihnen die Einkommenssteuer nicht das ganze Gehalt auffrass.

-

Die Beziehungen zwischen den Juden und den Muslimen verschlechterten sich von Tag zu Tag, als Wörter wie Hitler und Mussolini, Nationalsozialismus, Achsenmächte und Alliierte die Radionachrichten, die Zeitungen und die Gespräche der Erwachsenen zu dominieren begannen und als die englandfeindlichen und deutschfreundlichen Kräfte im Irak Aufwind bekamen. Damals schlich sich in unsere engen Beziehungen mit den muslimischen und christlichen Nachbarn Kälte und Ablehnung, die dann heftiger wurden und schliesslich in Feindseligkeit und gelegentliche Gewaltausbrüche mündeten. Einmal - es war der jüdische Neujahrstag - ging meine Schwester Gladys stolz mit ihrem goldbestickten Spitzenkleid hinaus, um das prächtige Stück unserer Oma vorzuführen, da packte sie eine junge Muslimin am Kleid, riss eifersüchtig daran und zerriss es schliesslich mit den Worten: "So, Tochter des Sabbath, jetzt geh an dein Fest und zeig dich!" Meine Schwester rannte nach Hause, die

Augen vom Weinen gerötet, den Schrecken im Gesicht: "Eine Muslimin hat mein neues Kleid zerrissen!!"

## 2. Unser Umzug nach Mahallat al-Batawin

1936. Wir alle freuten uns über den Umzug in unser neues Haus, das mein Vater mit dem Brautgeld meiner Mutter gebaut hatte, nachdem er ihren Teil am Haus meines Grossvaters verkauft hatte, das der neuen König-Ghazi-Strasse weichen musste. Wir zogen also in unser neues Heim, das mein Vater entworfen und dessen Bau er selber überwacht hatte. Es lag gegenüber dem Mamu-Park in Mahallat al-Batawin, und später erhielt unsere Strasse den Namen Rafadain-Strasse. Immer wenn meine Schwester Asbaruns ins Haus trat, sagte sie laut die Adresse auf, damit wir Kinder sie kannten und mit Hilfe guter Leute zurückfinden konnten. Wenn sich jemand von uns im neuen Quartier verlaufen würde, dann würde er sich daran erinnern, wie Asbaruns vernehmlich deklamierte: "Adresse: Mamu-Park, 6 d / 13 / 1", und wie sie dann las, was am Türbogen stand: "Jahr 1936". Unser Haus gehörte zu den ersten, die beim Mamu-Park in al-Batawin gebaut wurden, es umfasste fünf grosse Zimmer und zwei kleine, zusätzlich zur Toilette und einem Lagerraum. In einem der kleinen Zimmer liess sich Oma nieder, nachdem sie Witwe geworden war. Im Innenhof des Hauses breitete sich ein grosser Garten aus.

In jenen glücklichen Tagen wohnte Abu Alwan, der Milchverkäufer, in seiner Lehmhütte unserem Haus gegenüber. Er arbeitete auch für uns als Gärtner. Tag für Tag zog er mit seinen Kühen vor den Häusern unseres Quartiers entlang und melkte die Tiere vor den Augen der Kundinnen. Damals brachten die Verkäufer die Waren noch zu den Leuten, bis die Stadtverwaltung den neuen Markt errichtete, vor dem dann die Synagoge "Salaat Meir Tawiq" gebaut wurde. Von da an gingen wir auf den Markt. Abu Alwans Frau, Umm Alwan, half meiner Mutter in der Küche, wobei meine Mutter als "Madam" und ehemalige Französischlehrerin und überhaupt eingebildete Person die Küchenarbeit verabscheute und kaum je die Küche betrat.

Und da war Bahiza, die Mutter Mohammeds, die zweite Frau Abu Alwans. Sie war die Bäckerin der Familie. Meine Mutter nahm mich gewöhnlich mit zu Bahizas Brotofen, der in der Nähe von Abu Alwans Hütte und dem Kuhgehege stand, dort kauften wir das Brot. Sobald uns Bahiza von weitem nahen sah, wurde ihr Gesicht hell wie der volle Mond, und ein strahlendes Lächeln zeichnete sich darauf ab. Sie war eine enge Freundin meiner Mutter, mehr noch als Umm Alwan, und meine Mutter gab beiden Ratschläge zur Erziehung der Kinder und zur Behandlung von Kinderkrankheiten, und sie schenkte ihnen Kleider und Esswaren, die sie erübrigen konnte, und sie schickte an Festtagen Süssigkeiten und manchmal auch etwas Geld. Wenn also Bahiza uns sah, rief sie laut: "Gesegnet sei der Prophet, gesegnet! Sami Bey und seine Mutter, die Madam, sind unsere Gäste!" Und fuhr fort: "Gesegnet die schönen schwarzen Augen, gesegnet! Bei Gott, ich werde einen kleinen Brotfladen holen, der genau in deinen Mund passt!" Und sie nahm mich fest in die Arme und hob mich in die Höhe, damit ich das Brot im Ofen sehen konnte, und ihr Rock duftete nach frischem Brot, und während sie mich in ihre Armen drückte, durchströmte mich ein Gefühl von Glück und Zuneigung, ich spürte eine Wärme, die sowohl von der Backkammer ausging wie von den Willkommensworten Bahizas und ihren Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit mir gegenüber. So war ich in ihre Armen gepresst, und sie küsste mich auf beide Backen. Dann reichte sie mir den brennendheissen und duftenden Brotfladen und sagte liebevoll und sanft:

"Hier ist der Brotladen für Samis schöne Augen." Und ich fühlte mich als verwöhntes Kind mit zwei Müttern, die mich liebten und umsorgten.

Und da war noch eine andere Frau, welche die "schönen schwarzen Augen" bewunderte: unsere Nachbarin Rahel, die Mutter Hesekiels und Lehrerin meiner Schwester Gladys. Wenn sie mich draussen vor dem Haus spielen sah, forderte sie von Gladys: "Sei so nett und hol ihn, ich will ihn küssen!" Ich weiss nicht, warum ich die sanften Küsse Bahizas liebte, und den Geruch nach warmem Brot, der ihren schwarzen wollenen Röcken entströmte, und das schwarze Tuch, das sie über ihren Kopf gezogen hatte, und warum das Kölnisch Wasser, nach dem Sitt Rahels europäische Kleider rochen, meinen Widerwillen erregte. Lag es vielleicht an ihrem Selbstvertrauen, daran, dass sie als Lehrerin alles durch Befehlen kriegen konnte, so wie mein Vater? Oder an ihren feuchten und groben und dreisten Küssen, die sie sich nahm ohne ein Brotgeschenk und ohne zärtliche Worte, die aus dem Herzen kamen? Sie rief einfach: "Sami, komm, ich werde dich küssen!" Ich weigerte mich, und so rief sie meiner Schwester Gladys zu: "Pack ihn, ich will ihn küssen", und meiner Schwester blieb nichts anderes übrig, als den Befehl der Lehrerin auszuführen, und Sitt Rahel berechnete mich mit ihren feuchten Küssen. Ich wand mich aus ihren Händen, ich war zornig und schrie sie sogar eines Tages zornig an, während ich die Stelle abwischte, wo sie mich geküsst hatte: "Schämst du dich nicht, Männer so aufzureizen??" Sitt Rahel lachte laut auf: "Du bist ja ein richtig ungezogenes Kind, ein Bengel von vier Jahren, der sich für einen Mann hält!" Meinen Ausbruch erzählte sie ihrem Mann und den Freunden, und alle platzten fast vor Lachen, und während Wochen machte diese Episode die Runde in unserem Quartier. Und seither rief ihr jeder ihrer Bekannten, sobald er sie sah, lachend zu: "Schämst du dich nicht, Männer so aufzureizen?" Immerhin liess es Sitt Rahel von da an bleiben, "Abu Schwarzauge" zu küssen, nachdem sie geglaubt hatte, dass ihr alles erlaubt sei, dass sie sich mit Befehlen alles holen könne, was sie wollte, ohne Widerrede, einfach weil sie Lehrerin war.

Einmal kam meine Tante Mariam aus Aymara bei uns zu Besuch und hörte vom Vorfall. Sie sagte zu Sitt Rahel: "Abu Schwarzauge? Was denn, Samis Augen sind doch süss, es sind Augen eines Beduinenjungen." Als mein älterer Bruder das hörte, krakeelte er: "Bei Gott, ab heute nenn' ich dich 'Abu Beduinenauge!'" Und allen seinen Freunden meldete er freudig: "Von heute an heisst Sami für uns 'Abu Beduinenauge!'" Mit diesem Vorfall begannen die Spannungen zwischen meinem erstgeborenen Bruder und mir. Mit seinem Gespött verdarb er mir bei jeder Gelegenheit Empfänge mit schwarzäugigen Mädchen und Frauen, und sein Gewitzel hörte auch nicht auf, als wir bereits in England angekommen waren, um an der Universität von London unser Studium zum Erwerb des Dokortitels fortzusetzen. Erst später begriff ich, dass es in Irak üblich war, dass die Grossen die Kleinen hänselten und runtermachten, um das Gefühl der Autorität und Grösse den Kleineren gegenüber zu geniessen. Und heute treiben die Iraker das selbe Spiel mit den anderen Minderheiten, Sunniten gegen Schiiten oder Araber gegen Kurden. Alles, um nicht die eigene Lage sehen, um nicht die eigenen Laster und die eigenen Fehlschritte den anderen gegenüber eingestehen zu müssen. Und so vertiefen sie den Zwiespalt, den ihnen die Machtpolitik aufdrängt: Teile und herrsche!

Die guten Freundschaften dauerten in al-Batawin nur einige wenige Jahre. Wir waren Kinder der Juden und beherrschten die Sprache der Muslime, was uns Selbstvertrauen und das Gefühl der Gleichwertigkeit gab. Der Jude Azra, der eine Strasse weiter wohnte, war ein Symbol für dieses Gefühl der Gleichwertigkeit. Er trug einen Kaftan und schnürte ihn in der Mitte mit einer Leibbinde zu wie die Kinder der Araber aus der Arbeiterklasse. Und er spielte mit Murmeln, Tierknochen und Münzen zusammen mit den älteren Muslimjungs und tauschte mit ihnen Beschimpfungen und auch Schläge aus, ganz wie einer von ihnen. Hielt er einen für einen Betrüger, dann schlug er ihn auf den Nacken und schrie auf ihn ein: "Du Hurensohn,

willst du mich betrügen??" Der Geprügelte wagte es dann nicht, sich zu wehren und entschuldigte sich. Einmal kam ein Bauer vorbei, einer der Bewohner von "Wara as-Sadda", und wurde Zeuge der Streitereien, die ganz über seinen Verstand gingen: ein Jude, der Azra hiess, schlug muslimische Jungs und beschimpfte sie, ohne dass sie gegen ihn ankamen und ihm zeigen konnten, was sich Freunden und vor allem Muslimen gegenüber gehörte! Sein Beduinenblut geriet in Wallung, und er fuhr Azra zornentbrannt an: „Du da, Wie heisst du?!“ Azra sah, dass dieser Fremde vom Land einen Vorwand suchte, sich auf ihn zu stürzen, um ihn zu prügeln und ihm eine Lektion zu erteilen. Er warf die Tierknochen, die er in der Hand hielt, wütend auf den Boden, richtete sich auf, nahm die Hände hoch, atmete tief ein und rammte seinen Gegner heftig mit der Brust. Dann brüllte er ihn an: „Da hast du, und mein Name ist Aidra“. Das war ein islamischer Name. Der Angegriffene taumelte zurück wegen des überraschenden Stosses, dann zögerte er. Als er sah, dass er von den Muslimjungen keine Unterstützung erwarten konnte, sagte er, während er verstohlen nach einer Fluchtmöglichkeit aus der brenzligen Lage Ausschau hielt: „Ist ja gut, ich wollte nur wissen, was da vor sich geht...“

Und er zog davon, froh dass er noch heil davongekommen war. Hätte dieser gescheiterte Kämpfer weitergemacht, dann wäre dem Stoss mit der Brust sicher ein Kopfstoss gefolgt, der dem fabelhaften Stoss von Zidane, dem Spieler der französischen Nationalmannschaft, in nichts nachgestanden hätte. Und der arme Bauer wäre blutverschmiert zu Boden gesunken, und er hätte das Majidia-Krankenhaus nicht verlassen ohne mindestens drei Nähte an der Stirn.

Azra hatte fünf Brüder, und jeder von war einer, der als Kleinkind die Mutter in die Brust gebissen hatte, einer, der den Teufel zum Ufer führt und ihn durstig zurückbringt. Die Händler, die Lastenträger und die Nachbarn, sie alle fürchteten die Boshaftigkeit der Brüder.

Azra und seine Brüder liessen die grössten Drachen steigen. Diese hingen an Schnüren, an die sie zermahlene Glas mit Harz angeklebt hatten. So konnten die anderen Jungs ihren Drachen nicht gefährlich werden. Die Glassplitter an den Schnüren durchtrennten jede Schnur, die ihre Flugbahn kreuzte, und so konnte die Brüder auch andere grosse Drachen jagen, insbesondere die grossen „Umm al-Sanasir“, die sich würdevoll und prächtig und mit einem leisen Pfeifen am Himmel bewegten, wie wenn niemand unten die Fäden ziehen würde, kein Muslim, kein Jude und kein Christ. Wem das nicht passte, dem blieb nur, die Faust im Sack zu machen. Wenn also ihre Drachen mit den langen Schweifen an den glasverstärkten Schnüren aufstiegen, dann nahmen sie auch gleich Kurs auf die Schnur eines „Umm al-Sanasir“ oder „Umm Schanaschil“. Sie stellten sich ihnen in den Weg und durchtrennten die Schnüre. Stürzte dann der Drache ab, dann jubelten alle Anwesenden aus den umliegenden Quartieren vor Begeisterung über den Sieg der Brüder, die noch zahlen würden, um kämpfen zu dürfen. Und die Kinder und Jugendlichen rannten Hals über Kopf unter lautem Geschrei hinter dem abstürzenden Drachen her, auf der Jagd nach leichter Beute.

Azra und seine Brüder hatten es vor allem auf die fahrenden Händler abgesehen, die in ihrem Quartier ihre Waren anpriesen. Diese deckten sie mit Flüchen und Schmähungen ein, voll von Zweideutigkeiten, deren Sinn die Beschimpften durchaus verstanden. Eines Tages kam Azra die Treppe seines Hauses herunter und hörte den Milchverkäufer seine Ware ausrufen. Der Verkäufer hatte in seinem Blechkoffer bemalte Tonbecher auf kleinen Regalten aufgereiht, in denen er die Joghurtmilch ausschenkte. Er rief: „Laban, Laban!“ Da zischte ihn Azra blitzschnell und ohne zu überlegen an: „Sohn einer Hure, die einen Hund zur Welt gebracht hat!“, und mit dem letzten Wort war sein Mund dicht am Ohr des fremden Händlers. Dieser erbleichte und begann vor Wut zu beben, und er packte die Hand Azras des Juden und fuhr ihn an: „Und du, was fällt dir ein, mich so zu beschimpfen?“ Azra begann laut zu schreien,

damit ihn seine Brüder hören und aus seiner unerwarteten misslichen Lage befreien konnten: „Bei Gott, ich dachte, du seiest Ilue, der Milchhändler aus unserem Quartier, wir sind drum Freunde und spassen gerne zusammen!“ Als der Händler Azras Brüder sah, die ihn umstellt hatten, und in ihren Gesichtern die wilde Entschlossenheit, sich in den Kampf zu stürzen, begann er sich um seine Becher und sich selber zu sorgen. Er beruhigte sich und nahm widerwillig die Entschuldigung an: „Mach das ja nicht wieder!“ Kaum hatte er sich entfernt, da bildete sich hinter ihm eine Bande, die ihn mit einem wahren Prustkonzert bedrängte. Die entfesselte Meute rief ihm Unflätigkeiten nach, über die sogar Scheichan der Karrenschieber aus dem Maidan-Quartier, hätte er sie gehört, vor Scham errötet wäre. Immerhin war es dieser Karrenschieber Scheichan, der den Verteidigungsminister, den Armeegeneral Jafar, zu einem öffentlichen Prust- und Schimpfwettbewerb herausgefordert und dabei gesiegt hatte. Was die Prusttöne Azras und seiner Brüder betrifft, sie schallten sie beinahe bis Bab al-Sharqi und zum Ghazi-Kino.

### 3. Zunehmende Konflikte zwischen Juden und Arabern

Die gleiche Vertrautheit herrschte auch, wenn wir mit Bazihäs Kindern, Mohammed und Husna, und mit Daham, dem Sohn ihrer Schwester, spielten. Daham kam jeden Sabbath bei uns vorbei und fragte, ob er Licht machen oder den Ofen wieder anzünden sollte, falls dieser ausgelöscht wäre. Im Ofen garte seit Freitag das Sabbath-Gericht „Tabayut“, bestehend aus Hühnern, gefüllt mit Koriander, das wir zusammen mit Hummus und Fleisch assen. Uns Juden war es nicht erlaubt, am Sabbath zu kochen oder andere Tätigkeiten auszuüben, deshalb kam der Topf schon Freitag Abend auf den Herd. Die arabischen Kinder kamen, um meiner Mutter zu helfen, besonders da am Sabbath Esther manchmal ihren wöchentlichen Freitag nahm und zu ihrer Familie reiste. Wir riefen sie also, um am Sabbath Licht zu machen oder den Ofen mit dem „Tabayut“ neu anzuzünden.

Allmählich allerdings drängte sich in unsere Freundschaft etwas wie Kälte. Das erste Mal spürten wir das, als Daham am Sabbath nicht wie üblich kam, an das Tor klopfte und rief: „Soll ich euch den Ofen wieder anmachen?“ Und mit einem kleinen Geschenk das Haus wieder verliess. An einem Sabbath sahen wir ihn vom Fenster aus an unserem Haus vorbeigehen und ängstlich zum Tor hinsehen. Ich rief ihn: „Daham, wo steckst du die ganze Zeit, warum zeigst du dich nicht mehr?“ Er wollte nicht näher kommen. Ich rief weiter: „Daham, was ist los, du hast uns doch immer geliebt?“ Da antwortete er und unterdrückte dabei das Weinen, und unter seiner Nase tanzte ein Popel auf und ab: „Werdet ihr mich auch sicher nicht umbringen, wenn ich euer Haus betrete?“ Wir riefen ganz erstaunt zurück: „Umbringen? Warum sollten wir dich denn umbringen?“ Er antwortete, während ihm die Tränen über die Wangen liefen: „Die Wächter! Sie haben mit gesagt, geh’ nicht in die Häuser der Juden, sie werden dich töten. Sie sagen, die Juden töten die Kinder der Muslime an ihren Festtagen.“ Da meinte unsere Köchin Esther aus dem Bezirk Tatan, die unserer Mutter im Haus half: „Ist denn das zu glauben?? O Unglück und Verderben! Mögen diese Wächter allesamt zu Asche werden! Sie haben das Kind verdorben und uns weggenommen, was werden sie sonst noch gegen uns aushecken? Am Ende bitten sie ihren Gott, ihnen gegen uns beizustehen! Daham! Hab’ keine Angst! Die Juden werden niemanden umbringen!“ Schliesslich willigte Daham ein, das Haus zu betreten und den erloschenen Herd wieder anzuzünden. Er verliess das Haus wieder, nachdem ihm Esther Gesicht und Hände mit Wasser und Seife gewaschen und meine Mutter seine Taschen mit Schleckereien und

Kuchenstückchen gefüllt hatte, und auf seinem Gesicht lag ein breites Lächeln. Meine Mutter sagte noch: „Grüss deine Tante Bahiza Umm Mohammed von uns, wir vermissen sie!“

Dann ereignete sich noch ein anderer Vorfall, der das Gefühl des Misstrauens und der Angst vor der Zukunft steigerte. An einem der folgenden Sabbath-Tage ging ich mit meinem älteren Bruder Yakub weg. Yakub war der Stolz der Familie, denn er den „Syllabaire“, das ABC-Buch, in der Primarschulklasse der Alliance-Schule auf Französisch vorlesen dürfen, und da war er gerade erst vier Jahre alt, und er wetteiferte mit seinem Freund Iyli Kaduri, der später Professor der Politikwissenschaften an der Universität London werden sollte, um den Rang des Klassenbesten. Wir gingen also aus dem Haus, um zu spazieren und Morgensport zu betreiben, und da lagen am Boden einige Datteln, die von den Palmen des Mamu-Parks gefallen waren. Der Park stand immer noch in voller Blüte, da er über Bewässerungskanäle und Pumpen verfügte. Im Schatten der Palmen mit ihren hochaufragenden Stämmen und den ausladenden Blättern gediehen Orangenbäume sowie süsse und saure Zitronen. Da schoss ein barfüssiger Junge aus dem Tor, mit seinen sieben Jahren lag er zwischen meinem Bruder und mir, und schrie: „He ihr Juden! Ihr Hundesöhne, wo wollt ihr hin? Ihr seid verflucht, und auch euer Vater und eure Religion! Haut ab von hier!“

Er bückte sich nach einem Stein, um ihn nach uns zu werfen. Ich kam ihm zuvor und traf ihn mit einem Stein in den Rücken, worauf er heulend die Flucht ergriff und dabei unseren Glauben verfluchte und wilde Drohungen aussties. Mein Bruder war seinerseits bereit gewesen zu fliehen. Als er sah, wie der barfüssige Junge davonrannte, fragte er mich erstaunt: „Warum hast du keine Angst gehabt? Warum bist du nicht geflohen?“ Ich sagte zu ihm: „Warum sollte ich mich vor ihm fürchten? Wir sind zwei und sollen Angst vor ihm haben, und er ist ganz allein?! Er hatte allen Grund zu fliehen!“ Mein Bruder war verwirrt und beschämt, er, der im jüdischen Viertel Bagdads aufwuchs, wo die Kinder der Muslime eindringen und im Vorübergehen die jüdischen Kinder schmähten und prügeln, die ihrerseits gewohnt waren davonzurennen und in ihren Häusern Zuflucht vor dem Übel zu suchen. Wehrte sich einmal ein Jude gegen die Übergriffe, dann riefen die Muslimkinder laut nach Verstärkung: „Kommt helft uns, Kinder Muhammads, ein Jude hat unsere Religion geschmäht!“ Und dann erhielt der Jude eine Lektion, die er zeitlebens nicht vergessen sollte, er lernte, dass Ungläubige gegenüber den Gläubigen Respekt und Zurückhaltung zu zeigen hatten, selbst wenn sie beschimpft und geprügelt wurden.

Später, als die Überfälle auf die Juden immer häufiger wurden, sagte mir mein Bruder: „Wir müssen unbedingt den Ringkampf lernen, um uns zu verteidigen.“ Und am nächsten Tag kam er mit einem Buch daher, „Freistilringen“ von Abbas Diq, einem irakischen Ringkämpfer. Gekauft hatte es in der Muthan-Bücherei. Man munkelte, Abbas Diq habe einen deutschen Athleten besiegt, und meine Freunde überboten sich in Geschichten über seine Kraft und seine Kampfkunst. Wir lernten aus dem Buch, wie man den Griff an den Kragen löst, indem man den Daumen des Gegners packt und wegdreht und so die Faust sich öffnet und der Kragen frei wird. Oder wie man die Hand ergreift und den Unterarm verdreht, um den Widerstand des Gegners zu brechen, wie es die Polizei auf der Verbrecherjagd tut. Und wir lernten, was wir den „Nadelstich“ nannten: ein schneller Stoss mit zwei Fingern zwischen die Rippen des Gegners, um seine Bewegung zu lähmen, und den „Klaband“, bei dem man sein Bein hinter die Beine des Gegners setzt und ihn nach hinten stösst und damit mit Leichtigkeit zum Fallen bringt. Diese Trainings stärkten unser Selbstbewusstsein, und so flohen wir nicht mehr bei der ersten Beschimpfung oder Schmähung unseres Glaubens, wir kamen sogar auf den Geschmack und hätten sogar dafür bezahlt, uns prügeln zu können, um die Kampftechniken von Abbas Diq in die Tat umzusetzen. Zwar warnte der Vater: „Glaubt ja nicht, dass ihr es mit den Muslimen aufnehmen könnt. Sie sind aufbrausend und werden euch ihre Fäuste spüren lassen.“ Trotzdem gab es im Batawin-Quartier bald keine offenen

Anfeindungen wegen unserer jüdischen „Ungläubigkeit“ mehr. Wir wurden sogar Freunde von ganzem Herzen, und wenn wir stritten, dann tauschten wir Beschimpfung gegen Beschimpfung und Schmähung gegen Schmähung aus, und damit hatte es sich. Anders sah es aus in den Quartieren Sitt Hadia, Abbas Efendi, al-Mahdiya, al-Fadl, al-Karkh und anderen, in denen eine Mehrheit von Muslimen wohnte. Wehe den Juden, die nicht von dort waren, die waren den Muslimen ausgeliefert. Wenn Auswärtige sich erdreisteten, auf die üblichen Beschimpfungen mit Gegenschmähungen zu antworteten, dann rief sofort einer der geschmähten Muslime: „Kommt schnell, Anhänger Muhammads! Ein Jude hat unseren Glauben beschmutzt!“ Und oft endeten solche Streite in Schlägereien, in denen auch ab und an Blut floss. Das Opfer wurde dann in die Zelle irgend einer Polizeistation gesperrt, und dort blieb ihm nichts anderes übrig, als einem der Offiziere etwas Geld zuzustecken und sich damit aus der Klemme zu retten, in die er geraten war.

Meine Brüder und ich waren Kinder, die nicht eine Minute ruhig sitzen konnten, wie mein Vater sagte. Und meine Mutter, die unsere Flegeleien und Zoten gründlich satt hatte, schickte uns in den Sommerferien einige Male zu unserem Onkel Hayyim oder zu unserer Tante Hila, die beide in Quartieren mit einer radikalen muslimischen Mehrheit lebten.

Ein erstes Mal erlebte ich, wie Muslime im alten Bagdad mit Juden umgehen konnten, als meine Mutter mich zu meiner Tante Hila schickte, die in Abbas Efendi wohnte. Ich stand eines Tages in der Türe ihres Hauses, da kam ein kleiner barfüßiger Junge mit einer Daschascha und rief mir zu: „He, du Jude, was stehst du hier rum?“ Ich antwortete ihm so, wie wir das in unserem Batawin-Quartier gewohnt waren: „Hau ab, du Bengel, ich frag lieber nicht, wer dein Vater ist!“ Da drängte der Kleine dreist in das Haus meiner Tante und schrie hinein: „Euer Sohn hat mich beschimpft, der kriegt Prügel, dem muss man Manieren beibringen!“ Meine Tante kam und antwortete: „Halt bloss den Schnabel!“ Und der Kleine voller Wut: „Er hat mich beschimpft!“ Die Tante schrie zurück: „Hau ab!“ Sie zog dem Jungen die Kleider zurecht und sagte dann sanfter zu ihm: „Geht jetzt, mein Junge,.....“

Und ein weiteres Mal, als mich meine Mutter wieder einmal aus unserem Haus und Quartier weggeschickt hatte, um ihre Ruhe zu haben, stand ich an einem Morgen in der Haustür meines Onkels Hayyim in Sitt Hadia und sah den vorbeigehenden Leuten zu. Da stellte sich ein kleines Mädchen, höchstens zehn Jahre alt, und begann mich zu beschimpfen: „Judenbengel, Hundesohn!“ Das erinnerte mich wieder an die Auseinandersetzungen in meinem Quartier, Batawin: Eine Schmähung wurde mich einer Gegenschmähung beantwortet, und damit hatte es sich. Und so antwortete ich ihr im islamischen Slang, den ich in der Saadun-Schule aufgeschnappt hatte: „Hau ab, du glatzköpfige Göre!“ Da begann sie sich auf den Kopf zu schlagen, und sie begann zu schreien, dass sich ihre Stimme überschlug: „Kommt her, Gemeinde Muhammads!! Dieser Jude hat mich Glatzkopf genannt!!“ Dann rannte sie Hals über Kopf in Deckung, während bereits Scharen von Jungen von allen Seiten herbeiströmten. Die Angreifer schrien durcheinander. Steine und Ziegel begannen an die Türe zu donnern, hinter die ich mich geflüchtet hatte, so dass sie auseinanderzubrechen drohte. Ich schloss die Türe in aller Eile und rannte zu Balanisch, Eveline und Jacqueline, den Töchtern meines Onkels, und diese verriegelten die Türe, die bei jedem Steinwurf von neuem donnerte und vibrierte. Wir schoben einen schweren Schrank vor die Türe und stiegen auf das Flachdach, und die Mädchen heulten laut: „Sie werden uns abschlachten, bei Gott!“ Nach einer Stunde hörte das Gepolter auf, und es herrschte Ruhe. Mein Onkel kam, und mit ihm seine Frau und sein ältester Sohn Maurice. Sie begannen die Steine wegzuräumen, die in Haufen herumlagen, und sie fragten: „Was ist hier passiert?“ Ich erzählte ihnen von der Sache mit dem „Glatzkopf“, und wie die Kleine mich beschimpft und dann das ganze Quartier zusammengetrommelt hatte. Salima, die Frau meines Onkels, meinte darauf: „Die hätten dich



umbringen können. Morgen früh packst du deine Sachen und gehst wieder zu dir nach Hause! Du wirst sonst noch eine Katastrophe herbeiführen!“

Nachdem die Sonne untergegangen war und Dunkelheit herrschte, wollte ich frische Luft schnappen – weg von der stickigen Luft im Haus und von den Verdächtigungen und Anschuldigungen, die ich hatte hören müssen. Kaum stand ich an der Türschwelle, da tauchte das Mädchen auf, zusammen mit ihrem Vater, und schrie: „Papa, das ist der Jude, der mich Glatzkopf genannt hat!“ Und der Vater brüllte, und seine Stimme überschlug sich dabei vor Wut: „Dir will ich, Kerl!“ Instinktiv begriff ich, dass ich jetzt nicht ins Haus zurückflüchten konnte, denn das wäre ein Schuldeingeständnis gewesen. So pflanzte ich mich stolz auf und sagte: „Nein! Ich nicht! Das war einer meiner Verwandten. Wir haben genau gehört, was er dem Mädchen gesagt hat, und wir haben ihn deshalb geschlagen und zu sich nach Hause geschickt!“ Der Vater holte ein Messer aus seiner Brusttasche und sagte zu mir: „Hör gut zu, du Judenbengel, mir kannst du nichts vormachen.“ Ich antwortete: „Aber nein, Onkel, ich hab dir doch gesagt, dass wir den Täter geschlagen und weggeschickt haben!“ Der Vater des Mädchens brummte: „Na gut.“ Dann nahm er seine „glatzköpfige“ Tochter bei der Hand, die noch immer zögerte, meiner Behauptung Glauben zu schenken, sich zu mir drehte und sich erst in Bewegung setzte, als ihr Vater sie am Arm wegzog und sich entfernte. Ich trat ins Haus, atmete tief durch und konnte kaum glauben, dass ich der Gefahr entronnen war.

Nach diesen Vorfällen, über die sich meine Tante Hila und danach die Salima, die Frau des Onkels bei meiner Mutter beschwert hatten, verzichtete diese, uns in den Sommerferien in zu Verwandten zu schicken, die in vorwiegend muslimischen Quartieren wohnten. Stattdessen schickte uns mein Vater von da an zum Hebräischlernen in eine Synagoge in der Nähe unseres Hauses, gleich um die Ecke zur Abu-Dawad-Synagoge oder zur Schamtub-Synagoge oder schliesslich zur Meir-Tawiq-Synagoge, nachdem diese ganz in der Nähe gebaut worden war.

(...)

Einige Angaben zu Shmuel Moreh (\* ca. 1930) aus:

<http://www.dangoor.com/71page50.html> (gekürzt)

Sami Muallem, as was his name before he emigrated to Israel, was born in Baghdad to an accountant father and a school teacher mother. He studied at the Saadum Exemplary school, the Frank Iny and Shamash schools. He started to write poetry and essays in Arabic, and memorised many poems by the famous poets of the century and those of the new 'Mahjar' trend in the USA.

He speaks of the change of the popular attitude to Jews after the death of King Faisal in 1933 who promoted harmony and understanding among the sects and factions of the Iraqi people, and the ascent of his son Ghazi who preached Arab union and radical policies.

Finally, in 1950, he with his family decided to forget their Iraqi nationality and go to Israel in the mass exodus. At the airport, the customs official who checked his belongings, said to him, 'Jew, what are you going to do with these Arabic papers in Israel?' You will be a soldier and fight us.' And he tore the papers and threw them. Shmuel silently collected his torn papers from the ground and took them with him to his new country.

Arriving at the Lydda airport, he with the others was sprinkled with disinfectants and taken summarily in lorries to "Shaar Ha-Aliyah" (Immigration post). He spent some time in the "Ma-abarah" and worked as a bricklayer. But eventually he was able to enter the Hebrew University where he studied Arabic literature. He was finally

sent to the Oriental and African School University of London, and obtained his Ph.D. in 1965 - Returning to Jerusalem he was appointed lecturer in the Hebrew University becoming in the course of time a full professor. He published several books in Arabic, English and Hebrew on literary, critical and bibliographical subjects.

[http://www.jewish-theatre.com/visitor/aboutUs\\_editorialBoard.aspx#SMoreh](http://www.jewish-theatre.com/visitor/aboutUs_editorialBoard.aspx#SMoreh)



Prof. Shmuel Moreh is Emeritus Professor of Arabic Language and Literature, Institute of Asian and African Studies, The Hebrew University of Jerusalem and Bar-Ilan University. Fellow, Center for Near Eastern Studies, UCLA, Visiting Professor of Arabic Literature at UC Berkeley, Center for Near Eastern Studies, UCLA, and the Universities of Bonn (Germany), London University (SOAS), Manchester (UK), Life Member of Clare Hall (Cambridge-England), Helsinki University (Finland), Leiden University (The Netherlands), Oxford-Yarnton (England), Maryland (USA).

He was Israel Prize Laureate in 1999 and was awarded the Insignia of the Commander of the Order of the Lion of Finland in 1986. Founder and Chairman of the Association of Jewish Academics from Iraq in Israel, Chairman of the Academic Committee of the Babylonian Jewry Heritage Center, Or-Yehuda- Israel; Chairman of the International Advisory Committee of al-Jabarti's Project, The Hebrew University of Jerusalem He is the author of Modern Arabic Poetry 1800-1970 (Leiden, Brill, 1975), Studies in Modern Arabic Prose and Poetry (Leiden, 1988), The Jewish Contribution to Nineteenth-Century Arabic Theatre (with P.C. Sadgrove, Manchester-Oxford, 1996), Hatred of Jews and the Farhud in Iraq (eds. S. Moreh and Z. Yehuda, The Babylonian Jewry Heritage Center, 1992). Author of several articles in the Encyclopaedia of Islam (Leiden, Brill) and Encyclopaedia of Arabic Literature (England), including Arab and Jewish playwrights and theatre. Prof. Moreh is the translator and editor of Al-Jabarti's Chronicle of the First Seven Months of the French Occupation of Egypt (1975), Napoleon in Egypt (1993); The Book of Strangers: Medieval Arabic Graffiti on the Theme of Nostalgia (With Prof. Patricia Crone, 2000).